

nachdem sich um die Wende zum 7. Jahrhundert eine der Familien zur „ostfränkischen Führungsschicht“ (Teil 1 S. 324) rechnen durfte bzw. eine solche Familie von außen hinzu kam, konnte sie das Bestattungsprivileg in dem Gebäude wahrnehmen, das sich in Verbindung mit dem spätantiken Apsidensaal A entwickelt hat. M. E. besteht keine unmittelbare Kontinuität zwischen den Gräbern der beiden Knaben in Gebäude B und den späteren Grablegen im „Zentralraum“ von Gebäude C.

Damit ergibt sich für das Viertel um St. Severin ein recht klares Bild über die Belegung: Die spätantike Nekropole wird in der Merowingerzeit weiter aufgesucht. Mit der Wende zum 7. Jahrhundert erfolgt wohl eine Reduzierung auf die heutige Kirche St. Severin mit dem spätantiken Apsidensaal A als Kern und auf den nördlich anschließenden Bereich. Die Toten werden jedoch vorwiegend ohne Gegenstände aus haltbaren Materialien bestattet. Dies steht im Gegensatz zu den üblichen Gepflogenheiten der Merowingerzeit. Einen Kontrast dazu bilden überdurchschnittliche Gräber, die sich ab der Wende zum 7. Jahrhundert dann ausschließlich auf den Raum des spätantiken Apsidensaales A beschränken.

Die Frage erhebt sich nun, wo lebten die Menschen, die auf dem frühmittelalterlichen Friedhof von St. Severin ihre letzte Ruhe fanden? Der Autor scheint die Vorstellung von einer „fränkischen Siedlung mit einigen größeren Höfen“ abzulehnen (Teil 1 S. 318), ohne explizit eine Alternative anzubieten. Wo hat man sich die Wohnstätten der Lebenden vorzustellen, wenn der Friedhof von St. Severin kein Reihengräberfeld an einer Siedlung darstellt (bis zur römischen Stadtmauer beträgt die Entfernung über 1000 m)? Denkbar wäre es, daß ein Teil der merowingerzeitlichen fränkischen Bevölkerung von Köln die Sitte der Provinzialbevölkerung übernahm, ihre Toten außerhalb der Stadt zu beerdigen, und zwar an Plätzen, die in christlicher Tradition standen. In diesem Zusammenhang dürften solche Stätten, die mit Heiligen in Verbindung gebracht wurden – in diesem Fall mit dem spätantiken Bischof Severin –, vorzugsweise für sozial hochgestellte fränkische Bevölkerungskreise von besonderer Anziehungskraft gewesen sein. Dabei verzichteten sie aber keineswegs auf eine adäquate Ausführung der Bestattung, die ja in christlichem Sinne eigentlich so nicht notwendig gewesen wäre.

Das vorgelegte Material eröffnet ein ausgedehntes Feld für weitergehende Forschungen und Analysen. Diese beschränken sich nicht allein auf die Merowingerzeit, sondern gelten auch für die in dieser Rezension vernachlässigte Römische Kaiserzeit. Der besondere Charakter beruht zudem auf der überregionalen Bedeutung von Köln und seinen historischen Überlieferungen während dieser Zeiten. Den Teilbereich mit Fragen zur Kontinuität zwischen Spätantike und Frühem Mittelalter hat sich der Autor selbst noch zur Aufgabe gestellt. Darauf darf man besonders gespannt sein.

D-60325 Frankfurt a. M.
Palmengartenstraße 10-12

Uta von Freedten
Römisch-Germanische Kommission
des Deutschen Archäologischen Instituts

Andrea Hampel, Der Kaiserdom zu Frankfurt am Main. Ausgrabungen 1991-93. Mit einem Vorwort von Heinz Schomann. Beiträge zum Denkmalschutz in Frankfurt am Main, Band 8. Rudolf Angerer Verlag, Nußloch 1994. 263 Seiten, 147 Abbildungen, 10 Tafeln, weitere Plan-, Profil- und Rekonstruktionszeichnungen.

Die farbige Abbildung auf Seite 13 gibt den Blick frei in den Chor der ehemaligen Stifts- und jetzigen Pfarrkirche St. Salvator und St. Bartholomäus in Frankfurt am Main, einer Kirche, der wegen ihrer imponierenden architektonischen Gestalt und ihrer historischen Bedeutung als Wahl- und Krönungsort der deutschen Könige seit langem der Ehrenname „Kaiserdom“ beigelegt worden ist. Das Innere der Kirche erstrahlt in einem hellen, warmen Rot, dies nach Abschluß der jüngsten Renovierungsarbeiten, von denen Gerüste und verhüllte Altäre im Hinter-

grund noch zeugen. Das Verblüffende ist jedoch die Datumsangabe in der Unterschrift zu diesem Bild: 1994. Denn die Gerüste im Kirchenschiff sind erst Anfang Januar 1994 entfernt worden, erst danach konnte das geschilderte Foto gemacht werden, und noch vor Ablauf desselben Monats, am 28. Januar 1994, am Tag der feierlichen Wiedereröffnung des Domes, ist das hier anzuzeigende Buch erschienen. Angesichts solcher Aktualität gerät selbst der ins Staunen, der es wider alle Erfahrung für normal hält, daß die Ergebnisse einer 1991–1993 durchgeführten Ausgrabung schon 1994 in Buchform veröffentlicht werden.

Ein Schnellschuß also, was sich aber nur in Nebensächlichem bemerkbar macht. Gewiß entdeckt man gleich in der ersten Zeile des Vorwortes einen Druckfehler, stößt des öfteren auf stilistische Unebenheiten oder wird im Lesefluß durch ein vergessenes Komma gebremst. Aber so etwas gibt es leider auch in Büchern mit viel längerer Vorbereitungszeit. Im ganzen liegt hier eine umfangreiche Dokumentation und eine bündige Auswertung der im Verlauf der jüngsten Renovierungsarbeiten im Innern und in Außenbereichen des Frankfurter Domes durchgeführten archäologischen Grabungen vor, und zwar aus der Feder der für die Ausgrabung verantwortlichen Wissenschaftlerin, eine Arbeit, die sowohl wissenschaftlichen Ansprüchen über den für einen Vorbericht angemessenen Erwartungshorizont hinaus und im übrigen auch dem Informationsbedürfnis eines größeren Interessentenkreises vollauf genügt. Der Text bietet sich in anspruchsvoller Typographie und in einem raffinierten Layout dar und behauptet sich so neben einem opulenten Abbildungsteil, dessen Stärken gleichermaßen in der Reproduktion meist vorzüglicher Farbfotos wie in der Wiedergabe einprägsam gestalteter, ebenfalls farbiger Graphiken bestehen.

Der archäologische Ertrag, auf den es hier vor allem aufmerksam zu machen gilt, liegt in der weiteren Erhellung der Baugeschichte der Kirche und – damit eng verbunden – in der Entdeckung eines reich ausgestatteten Mädchengrabes der späten Merowingerzeit, das einen neuen Akzent in der frühen Siedlungsgeschichte von Frankfurt setzt.

Durch ältere Grabungen und Bauuntersuchungen war schon seit längerem ein karolingischer Kirchengrundriß bekannt, der einem von Ludwig II. („dem Deutschen“) errichteten, 852 durch den Erzbischof Hrabanus Maurus von Mainz eingeweihten Neubau zugewiesen wurde. An dieser Einschätzung hat sich durch die Grabungen der letzten Jahre nichts geändert, auch ließ sich die seinerzeit ermittelte Grundrißgestalt einer dreischiffigen Basilika mit Querhaus und halbrunder Ostapsis im wesentlichen bestätigen (Bau III). Einzig für die Westfassade ergab sich ein von den bisherigen Vorstellungen abweichender Befund. Sie wies kein Rundturmpaar auf, wie man bislang vermutete, sondern lediglich eine kleine Apsis, die mittig vor der durch einen Verbindungsgang zu den Pfalzgebäuden im Norden verkürzten Westfassade saß und damit aus der West-Ost-Achse des Kirchengebäudes nach Süden verschoben war. Erst im Zusammenhang mit der Erbauung eines regelrechten Westwerks in nachkarolingischer Zeit wurde diese Apsis in einen der beiden nun errichteten zylindrischen Treppentürme einbezogen (Bau III a, 11./12. Jh.).

Zur jüngeren Entwicklung des Kirchenbaues im Mittelalter und Neuzeit haben die neuen Ausgrabungen eine Fülle interessanter Detailbeobachtungen beige-steuert. Wir lassen das dennoch hier beiseite und wenden uns den Perioden vor jenem karolingischen Bau III zu, denn damit haben die jüngsten Grabungen vorher nicht betretenes Neuland erschlossen. So ergaben sorgfältige Beobachtungen, daß der Neubau Ludwigs II., so geschlossen er in seiner Konzeption auch wirken mag, nichts anderes als die (zweite) Erweiterung einer älteren Saalkirche (Bau II) darstellt, die mit dessen Mittelschiff – und übrigens *grosso modo* auch noch mit dem heutigen Mittelschiff – deckungsgleich war. Eine erste Erweiterung dieser frühen Saalkirche ist in der Anfügung eines nördlichen Seitenschiffes zu sehen, das sich in einem schon seit längerem bekannten Verbindungsgang zu den Pfalzgebäuden fortsetzte und allem Anschein nach in einem Zug mit diesem und insofern auch mit den Pfalzgebäuden selbst errichtet worden ist (Bau IIa). Es erscheint einleuchtend, diese Erweiterungsmaßnahme in die Zeit Ludwigs des Frommen zu datieren, der bekanntermaßen für den Ausbau der Frankfurter Pfalz tätig war. Damit aber eröffnet sich die Möglichkeit, in Bau II, einem schlichten Rechteckbau von 17,5×7 m lichter Weite,

die erste Pfalzkapelle zu sehen, die beispielsweise der von Karl dem Großen geleiteten Synode von 794 als Kirchenraum diente.

Kommt es schon einer archäologischen Großtat gleich, einen Schauplatz jenes historischen Ereignisses evident zu machen, dessen sich die Stadt Frankfurt in diesem Jahr aus 1200jährigem Abstand heraus in vielfältiger Weise erinnert, so hat es damit nicht einmal sein Bewenden. Denn jene karolingische Saalkirche des 8. Jahrhunderts besaß ihrerseits einen Vorgängerbau (Bau I) in Gestalt einer spätmerowingischen Steinkirche des ausgehenden 7. Jahrhunderts, von der die Ausgräberin umfangreiche Reste freilegen konnte. Es handelte sich um einen rechteckigen Bau von 4,5 m Breite und maximal 11,5 m Länge, der die Südwestecke des Baues II und damit auch des heutigen Mittelschiffes einnimmt. Dieser Bau war in einen kleineren westlichen und einen größeren östlichen Raum unterteilt. In letzteren wurde nachträglich eine Hypokaustheizung nach römischem Vorbild eingebaut, weshalb er als der Laienraum, der kleinere Raum hingegen als der Altarraum der mithin gewesteten Kirche anzusehen ist. Dabei sparte die Heizungsanlage den westlichen Teil des Laienraumes aus. Denn dort, unmittelbar vor dem Altarraum und vor der nördlichen Kirchenwand, also in der rechten vorderen Ecke des Schiffes, befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits eine Gruft, in welcher ein vier bis fünf Jahre altes Mädchen seine letzte Ruhe gefunden hatte. Sein mit Beigaben reich ausgestattetes Grab ist ungestört aufgefunden worden und läßt nach derzeitigen chronologischen Vorstellungen eine Grablegung um 680 n. Chr. erschließen. Die Verfasserin vermutet mit guten Gründen einen kausalen Zusammenhang in der Weise, „daß der Tod des Mädchens den Anlaß zum Bau der Steinkirche gab“ (S. 235).

Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Grabfundes ist enorm. Das ergibt sich zunächst einmal aus seinem reichen Beigabeninhalt, der wichtige Aufschlüsse zu Formenkunde und Chronologie der späten Merowingerzeit liefert. Es fanden sich an Schmuck und Trachtbestandteilen ein goldenes Ohringpaar, eine Halskette aus kostbaren Ziergliedern, eine bronzene Amulettkapsel, eine Rundfibel, eine gleicharmige Bügelfibel, nicht weniger als drei goldene Fingerringe, ein bronzener und zwei silberne Armreife, eine eiserne Gürtelkette und ein Goldbrokatkreuz, dazu an Gefäßbeigaben drei Tongefäße, zwei Holzgefäße und ein Glasbecher, ferner Geräte wie Messer und Schere, ein vorderhand nicht deutbares, zum Teil aus Elfenbein bestehendes Objekt und etliches andere mehr. Den durchweg treffenden Einordnungen der Autorin werden Formenkundler, Chronologen und Kenner der Regionaltypik merowingischer Altertümer gewiß noch manche Ergänzung und Präzisierung hinzuzufügen haben, und über die zweifellos rätselhafteste „Beigabe“, ein Leichenbrandhäufchen nämlich, das aus den kalzinierten Knochen eines jungen Schweines, eines Kindes und zweier Bärenatzen bestand, kann noch viel spekuliert werden.

Über das antiquarische Interesse hinaus ist der Fund, wie die Autorin S. 237 überzeugend darlegt, von hoher Bedeutung für die Frankfurter Stadtgeschichte. Er bezeugt zunächst eine merowingerzeitliche Besiedlung des Domhügels als der Keimzelle von Frankfurt. Das ist freilich keine Neuigkeit, denn schon die Grabungen der Nachkriegszeit haben solches nachgewiesen – zwar nicht durch das Freilegen von Baustrukturen, sondern anhand des Fundniederschlags in Siedlungsschichten, dessen Spektrum im übrigen noch weiter zurückreicht, nämlich bis in die von den Alamannen dominierte Spätantike. Als Nachweis merowingerzeitlicher Besiedlung des Domhügels ist darüber hinaus auch das durch Grabfunde des 6. Jahrhunderts in der Reineckstraße belegte Reihengräberfeld zu werten. Wenn sozial hochgestellte Bewohner jener Siedlung in der späten Merowingerzeit sich aus gegebenem Anlaß von der Pflicht zur Bestattung auf dem herkömmlichen Reihengräberfeld freimachten, vielmehr einen Bestattungsplatz nahe ihrer Wohnstätte wählten und diesen durch Errichtung eines christlichen Kultbaues weihten, folgten sie einer zu dieser Zeit in weiten Gebieten des Merowingerreiches sich ausbreitenden Sitte, die – wie nicht anders zu erwarten – ältere Wurzeln hat. Gerade Kindergräber mit reicher Ausstattung in Kirchenzusammenhang, auch aus älteren Perioden der Merowingerzeit, sind in einiger Anzahl bekannt; aus Chartres (Saint-Martin-au-Val), Famars, Tournai (Saint-Piat) und Köln (Dom u. St. Severin) liegen berühmte Beispiele vor. Hier fügt sich nun das neugefundene Mädchengrab aus dem Frankfurter Dom an und stellt zusammen mit der bei der ersten Kirche zur Anwendung gekommenen Steinbauweise und dem Rückgriff auf eine antike Heiztechnik die

Integration des Gebietes östlich des Rheins in die kulturelle Welt des Merowingerreiches unter Beweis. Die Bewohner des Anwesens auf dem nachmaligen Domhügel, zu denen das frühverstorbene Mädchen zeit seines kurzen Lebens gehörte, zählten im 7. Jahrhundert zweifellos zu einer sozial führenden Schicht. Die bedeutende Rolle, die dieser Platz in den Tagen Karls des Großen für einige Monate spielte und unter dessen Nachfolgern immer wieder spielen sollte, wurde zweifellos schon in der Merowingerzeit begründet.

Die Entdeckung dieses Grabes zu einem Zeitpunkt, als sich die Stadt Frankfurt zu einer 1200-Jahr-Feier rüstete, ist in der Öffentlichkeit mit höchstem Interesse registriert worden. Die dadurch offenkundig gewordene Tatsache, daß die historischen Wurzeln der Stadt viel älter sind als die auf 794 datierte Ersterwähnung in den schriftlichen Quellen, hat die Bedeutung der Archäologie für die Geschichtsforschung weithin bewußt werden lassen. Umso mehr ist der Ausgräberin zu danken, daß sie den Erwartungen breiter Bevölkerungskreise entsprochen und eine kompetente, informative Publikation über ihre Entdeckungen zu einer Zeit vorgelegt hat, in welcher man mit einem hochgespannten Interesse in der Öffentlichkeit rechnen kann. Nicht zuletzt damit hat sie der Archäologie einen großen Dienst erwiesen.

D-55099 Mainz

Hermann Ament
Institut für Vor- und Frühgeschichte
Johannes-Gutenberg-Universität

Jana Vignatiová, Břeclav-Pohansko II. Slovanské osídlení jižního předhradí. (Břeclav-Pohansko II. Slawische Besiedlung der südlichen Vorburg.) Masarykova univerzita, Brno 1992. ISBN 80-210-0436-3. 238 Seiten, davon 35 Seiten Übersichtstafeln, 81 Seiten Tafeln mit Zeichnungen und beigelegter Plan des Forschungsareals.

Die Monographie von J. Vignatiová ist ein weiteres Werk aus der Reihe derjenigen Arbeiten, in der die Masaryk-Universität Brno systematisch die Ergebnisse der Forschung in dem bedeutenden slawischen Fundort Břeclav-Pohansko veröffentlicht. Ursprünglich als zweiter Band der Reihe gedacht, erschien sie forschungs- und dokumentationsbedingt nun zwar unter der Nummer II, jedoch erst als der vierte Band. In jedem Falle trägt sie wesentlich zur Ergänzung des Bildes der Siedlungsentwicklung von Pohansko bei und macht es zum bisher am gründlichsten publizierten Fundort.

Die in vier Kapitel untergliederte Arbeit beinhaltet einen Teil der Forschungsergebnisse zur südlichen Vorburg von Pohansko, nämlich die Vorlage der Gebäudestrukturen und des zugehörigen Fundmaterials, ergänzt durch einen Exkurs von Z. Kratochvíl über die Tierknochenfunde. Die Gräber, die sich innerhalb des untersuchten Areals befanden, sind in der Bearbeitung nicht eingeschlossen.

Im ersten kurzen Kapitel faßt die Autorin kurz den Verlauf der Forschungsarbeiten im untersuchten Raum zusammen: Während der vier Untersuchungsetappen durchforschte man dort 8 ha Fläche und entdeckte 436 Objekte und 167 Gräber.

Die Einführung zu diesem Teil ist zugleich der Schlüssel zur Orientierung in den Übersichtstafeln, die am Ende der Arbeit angeschlossen sind. Auf dem Flächenplan sind drei Gruppen von Bauten zu erkennen, welche anscheinend als mehr oder weniger selbständige „Einheiten“ existiert haben, was aber von der Autorin erst im letzten Kapitel weiter ausgeführt wird. Bei der Wohnbebauung sind drei Gebäudetypen unterscheidbar: eingetiefte Häuser mit quadratischem Grundriß, eingetiefte längliche Bauten und „oberirdische“ Gebäude mit nur seichter Fußbodeneintiefung. Flechtwände mit Lehmewurf scheinen die Regel zu sein, bei den quadratischen Bauten gibt es allerdings häufig „Blockhauskonstruktionen“, auch waren sie mit rechteckigen Steinöfchen ausgestattet, während in den anderen Gebäuden Lehmöfen eingebaut waren.